

Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit

Brodersen, Folke

2018

<https://doi.org/10.25595/2768>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brodersen, Folke: *Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit*, in: *Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, Jg. 10 (2018) Nr: 3, 85–100. DOI: <https://doi.org/10.25595/2768>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.3224/gender.v10i3.07>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY SA 4.0 Lizenz (Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY SA 4.0 License (Attribution - ShareAlike). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.en>

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

Folke Brodersen

Gestalt(ung) des Coming-out. Lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene in der Ökonomie der Sichtbarkeit

Zusammenfassung

Coming-out stellt insbesondere für lesbische und schwule Jugendliche und junge Erwachsene eine relevante Aushandlung mit Umfeld und Welt dar. Der Beitrag untersucht das Erleben und Gestalten dieser Praxis. Die Sekundäranalyse 19 problemzentrierter Interviews zeigt, dass Coming-out als Problem des Spektakels hervorhebender Dramatisierung und des unausweichlichen Drucks gedeutet wird. Strategien der Heteronormalisierung, der Usurpation und der Aussetzung der Seinsrelation reagieren auf diese Problematisierungen und setzen sie teilweise außer Kraft. Die Fallstricke der Sichtbarkeit als Politikum, Authentizitätsanforderung und unhintergehbare Tatsache verweisen dabei auf eine gesellschaftliche Wandlung – eine Transformation der Ökonomie der Sichtbarkeit. Trotz – oder gerade wegen – der Vielzahl sich outender Stars und Aktivist_innen, Familien- und Freundschaftserzählungen sind nicht Lesbisch- und Schwul-Sein selbstverständlicher geworden, sondern die Praxis des Coming-outs. Der Akt der Herstellung von Sichtbarkeit hat eine Eigenständigkeit entwickelt und ist nun selbst Zeichen der Homosexualität.

Schlüsselwörter

Coming-out, Sichtbarkeit, Queer Studies, Jugendforschung

Summary

Shape/shaping of coming out. Lesbian and gay adolescents and young adults in the economy of visibility

Coming out represents a relevant negotiation with the social environment and the world for lesbian and gay adolescents and young adults in particular. The article focusses on how this practice is experienced and shaped. Secondary analyses of 19 problem-centred interviews indicate that coming out is interpreted as a problematic dramatization of an event and as the inevitable pressure to come out. Some of the interviewees reacted to their problematization by adopting the strategies of hetero-normalization, usurpation and the negation of an identitarian relation. The requisition of visibility as a political practice, authentic self-display and indisputable fact suggest that society is undergoing change – a transformation of the “economy of visibility”. Despite – or because of – the countless outings of activists and stars, the narratives of families and friends, it is not being lesbian or gay which is now taken as a matter of course, but the practice of coming out. The act of becoming visible has itself become the signum of homosexuality.

Keywords

coming out, visibility, queer studies, youth studies

1 Narrative des Coming-outs

Dass ein Coming-out überflüssig wird. // I: Mhm. // C: Dass ich quasi (.) mich nicht outen muss, sondern (.) es [jemanden lieben und dies öffentlich zeigen] halt einfach mache und es wird nicht gefragt, sondern- weil es selbstverständlich ist. (Christoph: 20)¹

1 Alle Namen sind anonymisiert. Die weitere Angabe ist die Seitenzahl des Transkripts.

Mit dem Satz „dass ein Coming-out überflüssig wird“ beantwortet Christoph die Frage, ob und warum sich Schwule und Lesben politisch engagieren sollten. Sein Resümee verdeutlicht den Wunsch nach einer Unhinterfragtheit gleichgeschlechtlicher Romantik und Nähe in der Öffentlichkeit. Er verbindet damit zugleich ex negativo die für ihn unumgängliche Notwendigkeit eines Coming-outs. Diese, als anstrengend antizipierte Auseinandersetzung mit Eltern, Freund_innen und Gesellschaft, ist in seinen weiteren Erzählungen sodann auch nicht intrinsisch motiviert, sondern wird von seinem Psychotherapeuten angeleitet. Auf Christophs Argument „Naja, es reicht doch eigentlich, dass ich das weiß“ (3) hätte dieser mit dem Beispiel eines korpulenten deutschen Politikers geantwortet: Die Verweigerung des Coming-outs drücke jeweils aus, nicht „mit sich selbst im Reinen“ (3) zu sein, und hätte psychisch wie physisch „kein schönes Leben“ zur Folge.

Christophs Geschichte enttäuscht dominante Narrative gelungener Coming-out-Erzählungen: Er rekurriert weder auf ein aus der ersten oder zweiten Schwulenbewegung tradiertes Argument, nachdem eine Emanzipation von der Heteronormativität oder gar deren Überwindung durch die Provokation schwuler Differenz möglich sei (Dobler/Rimmele 2008; Griffiths 2012). Noch verwendet er das zunehmend nach der AIDS-Krise etablierte, medial idealisierte Narrativ einer sich im Selbst manifestierenden und anschließend nach außen drängenden sexuellen Identität (Woltersdorff 2013). Seine Erzählung zeigt stattdessen die Durchsetzungskraft entwicklungspsychologischer (exemplarisch Cass 1984; Biechele 2005; Watzlawik 2004) und gesundheitsbezogener (exemplarisch Bochow et al. 2011) Diskurse, die Coming-out als Element eines positiven Selbstbewusstseins, Folge einer notwendigen vereindeutigenden Selbsterkenntnis und subkultureller Einbindung markieren. Coming-out ist über die Zuschreibung einer vielgestaltigen Schutzfunktion für Selbst, Psyche, Physis und Sex nicht mehr auf den immanenten Wunsch angewiesen, sondern kann exmanent begründet und eingefordert werden.

Christophs Fallbeispiel steht exemplarisch für eine Veränderung des gegenwärtigen Formats von Coming-out. Dessen Deutung und Bearbeitung verschieben sich innerhalb der Kontexte wie der affirmativen Intervention des Therapeuten und hinsichtlich der aktuellen Organisation der (Un-)Sichtbarkeit von Schwulen und Lesben. Dies betrifft insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene, die sich erstmalig und damit ohne habituierte Routine mit Coming-out auseinandersetzen.² Der nachfolgende Beitrag möchte die genaue Beschreibung einer derartigen Transformation aufzeigen und fragt deshalb: Wie erleben und gestalten Jugendliche und junge Erwachsene derzeit Coming-out, sprich die Enttäuschung der normativen Annahme der Heterosexualität, und welche veränderten Strukturlogiken zeigen sich darin? Stellt somit „die Praxis des Coming-outs [eine] relevante Bewältigungsstrategie [dar], mit der [Jugendliche] versuchen im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden“ (Kleiner 2015: 36), wie Bettina Kleiner für den Kontext der Schule herausarbeitet? Oder handelt es sich, mit Volker Woltersdorffs Literaturanalyse, um eine „ermächtigende

2 So findet ein erstes Coming-out in der Kohorte der 14- bis 27-Jährigen im Jahr 2015 im Durchschnitt im Alter von 17 Jahren statt (Krell/Oldemeier 2015). Da es sich zum Zeitpunkt des ersten Coming-outs somit zumeist noch um Jugendliche handelt, wird dieser Terminus im Folgenden als verkürzte Bezeichnung für die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen verwendet. Zur spezifischen Situierung des Coming-outs im Erwachsenenalter siehe Krell (2014).

Selbstentmächtigung [...], [da] der Sprechakt der Selbstbehauptung [...] zugleich ein Sprechakt der Selbstunterwerfung“ (Woltersdorff 2005: 134) unter diese Form der Subjektivation ist? Ist Coming-out somit eine produktive Lösungsstrategie von Selbst-Umwelt-Konflikten oder eine Praxis der Einfindung in ein ambivalentes Selbstverhältnis?

Herausgearbeitet wird die Transformation jugendlichen Coming-outs anhand von Interviews des Projekts ‚Coming-out – und dann ...?!‘ (2). Rekonstruiert wird das Erleben der Jugendlichen in den Dimensionen eines ‚Drucks‘ und der Erwartung eines ‚Spektakels‘, die in Bezug auf die Dimension der Sichtbarkeit verortet werden (3). Die von den Jugendlichen entwickelten Gestaltungsstrategien schließen daran an und werden als Reaktion auf das Erleben diskutiert (4). Abschließend wird die Eigenlogik dieses Erlebens und Handelns *als* und *in* einer Transformation der Ökonomie der Sichtbarkeit perspektiviert (5).

2 Methodisches Vorgehen

Der vorliegende Beitrag basiert auf einer Sekundäranalyse (Medjedović 2014) von Daten des Projektes ‚Coming-out – und dann ...?!‘ (Laufzeit 2013–2016) des Deutschen Jugendinstituts. Dessen Betrachtung von Coming-out-Erfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller, trans* und queerer Jugendlicher wurde dafür auf die beiden erstgenannten Gruppen eingeengt.³ Verwendet wurden Interviews von 19 lesbischen und schwulen Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Alter von 16 bis 24 Jahren sowie ein Interview mit einem 27-Jährigen, die in den vorangegangenen drei Jahren erstmals ihre Homosexualität gegenüber Dritten thematisierten.⁴

Die Interviews wurden angelehnt an die Methode des problemzentrierten Interviews erhoben (Witzel 2000), wobei Coming-out als (für die Jugendlichen) explizierbares, relevantes Problem adressiert wurde (zu dieser Voraussetzung Krell 2013). Um eine biografische Einbettung und die Relevanzsysteme der Interviewten zu erfassen, begannen die Interviews mit der Aufforderung, über das Leben seit der ersten Wahrnehmung eines Lesbisch- bzw. Schwul-Seins zu erzählen. Anschließend umrissen problemorientierte Nachfragen das Coming-out näher. Durch die Anleitung breiter wie thematisch dichter Erzählungen bot das Datenmaterial einen ausreichenden „Informationsüberschuss“

3 Das Projekt bestätigte die vermutete Differenz zu den Coming-out-Erfahrungen bisexueller, trans* und queerer Jugendlicher (Krell/Oldemeier 2017).

4 Die Rekrutierung erfolgte über kooperierende Jugendgruppen und Beratungsstellen sowie größtenteils über einen Teilnahmeanruf am Ende einer Onlinebefragung. Bei der Zusammenstellung des Samples wurde auf eine möglichst große Heterogenität bezüglich Erfahrungen von Migration, Rassismus und Behinderungen sowie der Verteilung (angestrebter) formaler Bildungsabschlüsse und Wohnorte geachtet. Es wurde eine bundesweite Verteilung realisiert. Das Sample weist eine Verzerrung hinsichtlich höherer Bildung(saspirationen) und städtischer Lebensmittelpunkte auf. Dem Samplekriterium entsprechend hatten alle Befragten bereits ein Coming-out erlebt. Dass die rekonstruierten Erfahrungen dennoch auf schwule und lesbische Jugendliche verallgemeinerbar sind, zeigt die Onlinebefragung, in der weniger als 7 % der Befragten – vor allem jüngere und in ländlichen Gebieten wohnende Jugendliche – bisher keine Coming-out-Erfahrungen hatten, dies aber planten (Krell/Oldemeier 2017). Woltersdorff diagnostiziert treffend, dass Coming-out ein „relativ einheitliches und kollektiv verbindliches Muster schwuler [und lesbischer] Selbstvergesellschaftung“ (Woltersdorff 2005: 119) darstellt.

(Gläser/Laudel 2001) gegenüber der Fragestellung der Primärstudie, um in der Sekundäranalyse unter einer eigenständigen Fragestellung betrachtet zu werden.

Für die Sekundäranalyse wurde das Sample zunächst, angelehnt an das Verfahren der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996), offen kodiert: Sequenzabschnitte wurden sowohl durch In-Vivo-Codes paraphrasiert als auch formalstrukturell sowie hinsichtlich der Selbstpräsentation der Interviewten eingeordnet. Das anschließende axiale Kodieren aggregierte Codes innerhalb des Kodierparadigmas der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996: 78ff.) zu einzelnen Dimensionen. Anhand dieser Codes wurde eine maximal kontrastive Auswahl getroffen, um in einzelnen Fallrekonstruktionen die Muster zwischen und innerhalb dieser Dimensionen vertieft zu analysieren. Dafür wurde ein maximal kontrastives Subsample aus fünf Interviews gezogen, das zu ähnlichen Teilen lesbische wie schwule, ältere und jüngere Befragte umfasste und versuchte, den Bildungsbias des Gesamtsamples sowie den Fokus auf den städtischen Wohnraum auszugleichen. In den Fallrekonstruktionen wurde ein fallübergreifendes Codenetz strukturiert, im selektiven Kodieren die Kernkategorie ‚Sichtbarkeit‘ identifiziert – beides wurde anschließend durch das weitere Material verdichtet und ergänzt. Kontextualisierend wurden dabei alle von Berg (2005) als Gütekriterien für Sekundäranalysen benannten Informationen – vollständige Transkripte, Angaben zu Sampling, Kontaktaufnahme, relevante Feldakteur_innen, Setting und dem Eindruck der Interviewenden über die Interviewten – in die Auswertung einbezogen.⁵

3 Coming-out erleben

In den Rekonstruktionen des Erlebens und der Deutungsmuster der Jugendlichen stellt Sichtbarkeit die zentrale Referenz für ihr Coming-out dar. Diese ist jeweils für sie konstitutiv mit einer Differenz zur Heterosexualität und deren Selbstverständlichkeit assoziiert: Wie Christophs eingangs angeführtes Zitat zeigt, wird der Anspruch der Sichtbarkeit auch immer als Notwendigkeit eines Coming-outs gedeutet. Ihr Erleben der Herstellung von Sichtbarkeit ist damit nur teilweise positiv-bestätigend und vor allem problematisierend. Dies nimmt zentral zwei Formen an: die (antizipierte) Reaktion auf ein Coming-out als Dramatisierung der Sichtbarkeit zu einem ‚Spektakel‘ (3.1.) und der Prozess des Coming-outs als zu einem gewissen Teil erzwungen und mit ‚Druck‘ zur Sichtbarkeit verbunden (3.2.).

3.1 „Ich will mich eigentlich gar nicht zeigen in dem Rahmen so“ – die Dramatisierung des Spektakels

Das Spektakel als erste Dimension des Erlebens zeigt sich u. a. in Hannes’ Erzählung einer Situation, in der er für seinen Partner Medikamente in der Apotheke abholt:

⁵ In der Auswertung wurde ein geschlechtersensibler Vergleich vorgenommen. Auch wenn die Inhalte der Erzählungen durch stereotype Muster gekennzeichnet waren (Bezug auf Familie vs. Arbeit bzw. Vorwurf einer maskulinen Entsexualisierung vs. Effeminiertheit und anale Rezeptivität), konnten hinsichtlich des Erlebens von, des Umgangs mit sowie der Funktion von Coming-out keine Differenzen zwischen lesbischen und schwulen Jugendlichen festgestellt werden.

Und dann sagt man mir so ‚Ja, Sie müssen da und daran denken‘. Ich würde instinktiv sagen ‚Nee, das ist für meinen Freund‘. Ich selbst hadere aber immer wieder mit mir, wenn ich irgendwas einkaufe, [...] weil ich halt nicht weiß, wie reagiert das Gegenüber von mir? [...] Also, ich bin da ein bisschen vorsichtig, weil ich auch Angst habe einfach – wenn ich in die Apotheke gehe, möchte ich gerne ein Medikament holen und ich möchte nicht unbedingt darüber reden, dass ich – also ich möchte halt nicht, ich möchte halt, dass sich die Person mir gegenüber sich darauf konzentriert, was ich von ihr möchte und nicht, dass die Person darüber denkt so ‚Ach, der ist schwul, das ist ja interessant, aha, mhm‘. Also, deswegen, das möchte ich halt nicht. (30–32)

Hannes beschreibt die Gefahr einer Dramatisierung: Sichtbarkeit erlebt er nicht als Zugewinn an Handlungsmacht, sondern erwartet einerseits eine Reduktion seiner Person auf seine Sexualität. Der leere Signifikant der Homosexualität scheint ihn, wie Judith Butler beschreibt, voll zu repräsentieren und dabei zugleich selbst interpretationsoffen zu bleiben, mit der Folge einer möglichen Fremdbestimmung und Verletzung durch das Gegenüber: „Tatsächlich hat sich der Ort der Undurchsichtigkeit nur verschoben – vorher wusstest du nicht, ob ich lesbisch ‚bin‘, jetzt weißt du nicht, was es heißt, dass ich es bin“ (Butler 1996: 18). Hannes befürchtet andererseits zugleich eine durch seine Sexualität überstrahlte, entschlichte Situation, in der sein eigentliches Anliegen nicht angenommen wird und er sich nur reaktiv verhalten kann. Die gleichzeitige Hervorhebung und negativ konnotierte Besonderung – mit Sushila Mesquita die „Karnevalisierung“ (2008) – seiner Homosexualität, die Hannes’ Befürchtung, ‚interessant‘ zu sein, in diesem Kontext für ihn bedeutet, formiert das Phänomen des Spektakels.

Hannes antizipiert in seinen Deutungsmustern, wie viele weitere Interviewte, eine derartige Reaktion auf ein (beiläufiges) Coming-out. Die Antizipationen formieren dabei in seinem Erleben eine Realität, die unabhängig von bisher erlebten positiven oder negativen Erfahrungen existiert: Auch wenn die Erzählungen vom Coming-out in Familie oder Freundeskreis mit einer positiv gerahmten Botschaft breiter Unterstützung enden, bleiben die Antizipationen in Bezug auf weitere Verwandte, Bekannte oder eine indefinite Öffentlichkeit bestehen. Coming-out ist in den Deutungen damit ein fragmentarisches Ensemble, dessen gegenwärtige Erfahrung nur vermittelt in die Zukunft projiziert werden kann. So schließt die Interviewte Olivia die Erzählung vom Besuch eines Christopher-Street-Days mit der Formulierung: „Und wenn man dann am Bahnsteig steht, merkt man so (.) habe ich überall noch Regenbogen dran (.) ‚Scheiße‘“ (30), wodurch sie auf kontextspezifische Gefahren einer negativen Reaktion hinweist. Aus demselben Grund meidet Nadine den CSD grundsätzlich: „Ich will mich eigentlich gar nicht zeigen in dem Rahmen so“ (10).

Zugleich zeigt sich die Form des Spektakels als erlebte Praxis. So bemerkt Jannik die für ihn verletzend-reduktionistische Attribuierung „Ey, das ist doch der, der schwul ist“ (39) dreier Mitschüler. Als „magische“ Zeichen (Woltersdorff 2005: 138) für derartige nicht selbst administrierte Herstellungen von Sichtbarkeit werden in den Schilderungen der Jugendlichen vor allem Geschlechterperformanzen herangezogen: Die Zuschreibungen einer geschlechtsnonkonformen Effeminität oder Maskulinität werden in Symbole der Homosexualität transformiert. So erzählt Denise:

Es hat sich so ergeben, weil ich ja noch angefangen habe, mich anders anzuziehen. Und sie [eine Freundin] hat das irgendwie gemerkt. Ich habe mir dann immer so Hemden gekauft und habe dann halt immer sportlicher [...] und dann sind wir spazieren gegangen und dann hat sie gesagt ‚Ja, Denise, Du siehst schon irgendwie aus, als würdest Du lesbisch sein‘ ((lacht)). (5)

Die Dramatisierung der maskulinen Kleidungsform nutzt Denise sodann auf zwei Weisen. Zum einen vermag sie sich über die Selbstpräsentation der ‚starken Fußballerin‘ in Anlehnung an ihr Idol, die lesbische Fußballerin und Trainerin Steffi Jones, einer lesbischen Identität zu vergewissern. Auf diese Weise beginnt auch Christoph sein Interview mit einer Zusammenstellung von Berichten über sein kindliches Interesse an Puppen, worüber er sein Schwul-Sein als vorgeburtliche Essenz ontologisiert und als geschlechtliche und damit natürliche Differenz absichert (Laufenberg 2014: 31–36). Zum anderen versuchen beide – Christoph anhand seiner Selbstbeschreibung als „offensichtlich schwuler Mann“ (3) – ein explizites, verbales Coming-out zu umgehen (weiterführend Kap. 4.3). Jeweils scheitern sie an den bohrenden Nachfragen und dem Druck ihrer Gegenüber.

3.2 „Dieser Druck manchmal“ – die Unausweichlichkeit des Coming-outs

Die zweite Dimension des Erlebens von Coming-out sind die Unausweichlichkeit und der Druck. Denise kommentiert mit Bezug auf ihre Mutter:

Dieser Druck manchmal. Also bei meiner Mutter, da kam so ‚Ja, jetzt sag endlich doch mal, was los ist‘ und ‚Ich habe keinen Bock, dir immer hinterher zu rennen‘ und ‚Mach doch mal‘ und-, das ist echt, wirklich, das ist mega stressig. (12)

Sie rahmt damit eine Situation, in der sie von ihrer Mutter mehrfach aufgefordert wird, sich zu erklären. Das für sie eigentlich schon offensichtlich im Raum stehende Thema ihres Lesbisch-Seins muss für ihre Mutter ausführlich seziert und artikuliert werden. Hier zeigt sich die Unsicherheit der ‚magischen‘ Zeichen der Geschlechterperformanz wie auch Denise‘ Regenbogenfahnen und Fußballerinnen-Starschnitte. Die darin enthaltene Information scheint ausreichend Hinweise für Vermutungen zu geben, geht aber auch mit einer Uneindeutigkeit einher, die für Außenstehende Anlass zur Besorgnis sein mag (Sedgwick 2003). Denise‘ Mutter – wie auch Christophs Therapeut – beharren in den Deutungen der Interviewten hingegen auf einer verbalen und expliziten Herstellung der Sichtbarkeit einer Homosexualität.

Neben diesen sozialen Instanzen sind auch die von den Jugendlichen genannten Erklärungsmuster für ein Coming-out im Duktus der Unausweichlichkeit gehalten: Christoph übernimmt die von seinem Therapeuten geschilderte Bedrohung und formuliert die Notwendigkeit für ein Coming-out, um ‚mit sich selbst im Reinen‘ zu sein. Ähnlich argumentiert Olivia, zum Ausbau und zur Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen eine Reziprozität intimer Informationen zeigen zu müssen. Schließlich rahmen Nadine und Denise den Beginn ihrer Partnerschaft als *point of no return*: „und dann musste ich es halt irgendwie meiner Mutter sagen“ (2). Auch für Manuels Engagement für partnerschaftliche Rechte von Schwulen und Lesben scheint ihm trotz anderer Wünsche kein anderer Weg als das Coming-out denkbar. Den Interviewten tritt Coming-out so zunächst äußerlich gegenüber: als problematisches Erfordernis, das nicht aufgehoben, sondern höchstens in Teilen reorganisiert werden kann.

Ihre Deutungen zeigen dabei eine Verlagerung der Unumgänglichkeit des Coming-outs in das Selbst. Jeweils konvergiert in diesen die Sichtbarkeit in einem Verhältnis der

Authentizität. Zu spezifischen, ins Innere des Selbst projizierten Qualitäten in ein nach außen sichtbares Verhältnis zu treten, das diese auf eine eindeutige Weise erfüllt, stellt die immanente Begründung der Notwendigkeit für ein Coming-out dar: Christophs Argumentation macht deutlich, wie in manchen Interviews vormals soziale Anforderungen auch mit dieser Logik rekonfiguriert und abgesichert werden. Das Versprechen der Kohärenz und Sicherung des Selbst gegen Infragestellungen mag der Grund sein, warum der Zustand der authentischen Sichtbarkeit von den Jugendlichen affirmiert und begehrt wird, auch wenn sie Coming-out, den einzigen ihnen bekannten und verfügbaren Weg dorthin, problematisieren.

Die sozialen Interaktionen, Erklärungen und Deutungen der Jugendlichen zeigen so eine Überlagerung des „heimlichen‘ Gebot[s], heimlich zu bleiben“ (Hark 2000: 5). Zusätzlich instituieren sich das „Aufrichtigkeitsgebot und Homosexualitätsgebot“ (Woltersdorff 2005: 126), die eine Produktion von (öffentlichem) Bekenntnis und Eindeutigkeit verlangen und durch kulturelle Logiken sowie soziale Institutionen getragen werden – wie für die Psychotherapie angedeutet. In der Gleichzeitigkeit der divergierenden Gebote zeigt sich die Spaltung des homosexuellen Subjekts aus der doppelten Anforderung, sich selbst nicht übermäßig zu akzentuieren und sich zugleich nicht (unnötig) zu verstecken (Woltersdorff 2005: 32f.). Dies erleben auch die Jugendlichen zwischen drohender Dramatisierung im Spektakel und dem Druck zum Coming-out.

4 Coming-out gestalten

Mit diesem Erleben, die Dramatisierung zu antizipieren und den Druck zum Coming-out dennoch nicht aufheben zu können, stehen drei Gestaltungsstrategien der Jugendlichen in Verbindung. Auf der Basis ihrer Deutungen und der kulturell zur Verfügung stehenden Ressourcen entwickeln sie Handlungsmuster, mit denen sie situativ auf die jeweiligen strukturellen Bedingungen reagieren. Sie vermögen durch diese Praxen unterschiedliche, für sie problematische Aspekte des Spektakels und des Drucks auszusetzen. Diese sind dabei weder rational geplant noch wird mit ihnen zunächst eine intentionale Absicht verbunden. Die Logik der einzeln oder in Kombinationen unternommenen Praxen perspektiviert zugleich einen Horizont veränderter Bedingungen und anderer Formen der Herstellung von Sichtbarkeit, den die Jugendlichen erhoffen und teilweise realisieren können. Zugleich weisen die Strategien Brechungspunkte auf, an denen die Jugendlichen ein Scheitern erleben und auf Spektakel und Druck zurückverwiesen werden.

4.1 „Ich würde jetzt nicht sagen ‚Ich möchte das langweilige Hetero-Leben‘, aber“ – Strategie der Hetero-Normalisierung und Dämpfung des Spektakels

Als erste Gestaltungsstrategie zeigt sich die Hetero-Normalisierung in Hannes' Abgrenzung zur dargestellten Hervorhebung und Reduktion seiner Person auf seine Sexualität:

Also ich möchte halt dieses- [...] Quasi einfach zusammen mit dem Partner glücklich werden, ganz normal arbeiten, abends nach Hause kommen, zusammen was machen. (22)

Damit perspektiviert er die Gestaltungsstrategie der Hetero-Normalisierung. Er versucht, die dramatisierte (negative) Aufmerksamkeit zu dämpfen, indem er die Differenz der eigenen Homosexualität zu einem imaginierten heterosexuellen Ideal reduziert: Hannes nimmt sich vor, in seinem ästhetischen Ausdruck und Verhalten weder ein „Berufsschwuler“ (22) zu sein noch ein sexuelles „Partyleben“ (22) zu führen, sondern eine monogame, bürgerlich-unscheinbare Beziehung zu leben. Auch Nadine verknüpft ihren Wunsch, sich zukünftig um eine Kleinfamilie zu kümmern, mit der Hoffnung, dass nach einigem „Gerede“ die Nachbarn „dann sehen [würden], dass es [ihr Lesbisch-sein] okay ist“ (35) und es den Kindern weder an „Essen“ noch an „Liebe“ mangeln würde.

Nadine und Hannes bemühen sich damit um die Unhinterfragtheit, die für sie mit der Selbstverständlichkeit der Heterosexualität einhergeht: Sie möchten in ihrer Partnerschaft genauso omnipräsent sichtbar, irrelevant und gleichzeitig anerkannt sein, wie sie es heterosexuellen Beziehungen zuschreiben. Für Hannes stellen politischer Aktivismus, Promiskuität und (sexueller) Hedonismus dabei die Grenze dieses Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie dar. Das lohnarbeitende Double-Income-Paar bzw. die Care-Tätigkeit für Kinder dient ihnen demgegenüber als (vergeschlechtlichter) Orientierungspunkt und Demarkationslinie. Sie nehmen damit das sich gesellschaftlich ausweitende Angebot der „Heterosexualisierung der Homosexualität“ (Hark/Laufenberg 2013: 233) an. Die Hoffnung auf das Versprechen der Anerkennung zum Preis der Angleichung (Laufenberg 2014) zeigt sich in ihren Wünschen, Träumen und Praktiken.

Die Strategie der Reduktion der Differenz zwischen (eigener) Homo- und Idealen der Heterosexualität bildet dabei einen schmalen Grat. Sie setzt die Jugendlichen einer Deutungsmacht aus, die sich selbst auf eine normative Heterosexualität beruft. Jana befürchtet in diesem Sinne beim weiteren Coming-out gegenüber Freunden und Verwandten, von diesen in die „normale Schiene“ (22) der Heterosexualität zurückgeschoben oder mit der Erwartung konfrontiert zu werden, in ihrer Partnerinnenschaft eine (heteronormative) Rollenverteilung aus „Mann und Frau“ (37) zu leben. Auch Hannes erhält von zwei Bekannten eine „irgendwie dämliche“ Antwort, als er sich bei ihnen outet und – zur Herstellung einer Respektabilität – die unwahrscheinliche Möglichkeit einer heterosexuellen Beziehung andeutet. Ihrer Aussage nach würde er „in drei Jahren [...], wenn du eine Freundin hast“ (6), über schwulen Sex ganz anders denken und solle diesen deshalb schon jetzt unterlassen. Hannes und Jana fühlen sich in diesen (teilweise antizipierten) Situationen hinterfragt. Ihre Verletzlichkeit rührt daher, wie Eve Kosofsky Sedgwick (2003) zeigt, außer ihrer eigenen Aussage und Bekräftigung keinen letztgültigen Beweis ihres Schwul- und Lesbisch-Seins erbringen zu können. Die Hoffnung, dass nach einem Coming-out ihre Homosexualität anerkannt werden könne, wird hier enttäuscht: Sie werden in ihrem Schwul- und Lesbisch-Sein derealisiert.⁶

Die Normalität der Heterosexualität wird von den Jugendlichen somit sowohl als begehrtes Gut wie auch als Gefahr benannt. Dabei wird ihnen die von Antke Engel (2002) gezeigte doppelte Existenz des Primats der Heterosexualität im Neoliberalismus zum Verhängnis. Diese nimmt sowohl die Form flexibler Normalisierung an, die Differenzen zuzulassen und sich einzuverleiben vermag, als auch die Form rigider Nor-

6 Dass diese Gefahr den Jugendlichen durchaus präsent ist, deutet sich an, wenn Hannes zwar ohne Party und Aktivismus „einfach zusammen mit dem Partner“ leben möchte, sich aber doch von der Vereinnahmung in das „langweilige Hetero-Leben“ (22) abgrenzt.

mativität. Bemühen sich die Jugendlichen um eine Minimierung der Differenz zu den Idealen der Heterosexualität, nutzen sie die Normalisierung für eine Integration in die Selbstverständlichkeit, um das Moment des Spektakels zu umgehen. Zugleich scheint nicht immer abwägbar, unter welchen Bedingungen ihnen eine rigide Normativität gegenübergestellt wird und sie die Auflösung der Homosexualität und ihre eigene Derealisierung zu fürchten haben.

4.2 „Ich habe irgendwann Spaß dran gehabt“ – Usurpationen der Dramatisierung und Aneignung des Zwangs

Eine zweite Gestaltungsstrategie nutzt das Moment des Spektakels und der Dramatisierung in Form einer Steigerung. So erzählt wiederum Hannes:

Ich hatte das Problem, ich habe irgendwann Spaß dran gehabt, es Leuten zu erzählen. Das war etwas komisch, weil wenn ich Leuten, die ich irgendwie schon fünf, sechs Jahre lang [kenne] (.), sage ‚Du, hör mal, ich bin übrigens schwul‘, das war dann so ein (.) ‚Wie jetzt?‘, und das war ein Problem. Ich habe halt einfach-, [...] habe ich irgendwann Spaß da dran gehabt. (5)

Danach gefragt, worin eben jener ‚Spaß‘ wie auch das ‚Problem‘ bestehen, die ein vermehrtes Coming-out für ihn darstellt, konkretisiert Hannes das überraschende Moment des ‚Wie jetzt?‘. Er erzählt, auf seinem Geburtstag von zwei Personen über seinen Beziehungsstatus ausgefragt zu werden:

‚Na und, ist da jemand?‘, ‚Nee, noch nicht. Ich treffe aktuell einen Typen‘ und so ‚Wie jetzt?‘ Also ich habe es denen angesehen. Ich so ‚Oh, ich habe es noch nicht erzählt gehabt, oder?‘, ‚Nee, hast Du noch nicht so‘, ‚Ja, da ist was‘ ((lacht)). (6)

Hannes lacht über die Szenerie der betonten Inszenierung seiner Vergesslichkeit. Es ist das Moment der Überraschung in der Reaktion des Gegenübers, das ihn belustigt. Zunächst scheint dies paradox, beruht es doch gerade auf der Hervorhebung seiner Sexualität zu einem Spektakel. Umgearbeitet wird die potenzielle negative Sichtbarkeit dabei durch den Wechsel des Akteursstatus. Mit Hannes' eigenem Handeln zeigt sich diese Strategie als ‚Usurpation‘, das heißt als Inbesitznahme der bestehenden Strukturen – Andreas Heilmann (2011) arbeitet diese für das Coming-out im männlich strukturierten Feld der Politik heraus. Hannes wendet sie nun auf die Bedingungen der Sichtbarkeit selbst an. Die Wiederholung der Dramatisierung macht es ihm möglich, diese voranzunehmen, damit das beschämende Moment des Spektakels umzuwandeln und gegen dessen Struktur zu wenden.⁷ Gleichzeitig erfüllt und entlässt er damit den Druck, ein Coming-out zu haben.

Den Versuch, auch diesem voranzugehen, unternimmt Denise. Noch im Gespräch mit ihrer Mutter hat sie sich einem Coming-out widersetzt, antwortet auf Fragen ihres Bruders ausweichend und weist auch ihre „Mitschüler“ ab: „Nein, es stimmt nicht“ (6). Ihre Erörterung eines idealen Coming-outs beinhaltet zugleich Gegenteiliges: Sie wünscht sich, keine Befürchtungen zu haben oder Planungen zu betreiben, sondern die

7 Zugleich führt er einer Heterosexualität ihre eigene Begrenztheit und interne Brüchigkeit vor: Eine Homosexualität scheint nicht derart offensichtlich und eindeutig zu sein, wie seine Gegenüber annehmen (zum irritierend-dystrophischen Potenzial der Unsichtbarkeit Sedgwick 2003).

Akzeptanz ihres Lesbisch-Seins auch spontan von anderen einfordern zu können. Sie schließt damit in Teilen an das kulturelle Narrativ und die teilweise als Anforderung verbreitete Praxisform des „out and proud“ (Wolterdorff 2005: 43) an: Mit ihrem Vorhaben eines Coming-outs bei der weiteren Verwandtschaft verbindet sie den Wunsch, ihre eigene Sprachlosigkeit zu überwinden und darauf – statt auf ihre Sexualität an sich – stolz zu sein. Zugleich will sie dem durch Verdachtsäußerungen aufgebauten Druck entgehen:

Bei einem Teil von meiner Familie, also meine Oma, meine Uroma, mein Bruder, Tante, Onkel, all so was. Ich glaube, die vermuten es auch ALLE. [...] also ich sage immer ‚Ja, wenn das nächste Familienessen ist, dann haue ich mal auf den Tisch‘. (7)

Das Ideal einer Vehemenz, „auf den Tisch“ zu hauen, zeigt ihre vorgreifende Erwartung der Dramatisierung, verdeutlicht die subjektive Relevanz ihrer Usurpation und markiert zugleich die Begrenzung der Strategie. Denn Denise fährt fort: „aber da sind dann auch meine Cousins dabei, die sind noch klein und ich weiß nicht, wie die das so aufnehmen [und ob] meine Tante die schon aufgeklärt hat“ (7). Für Denise scheint trotz ihres Wunsches die Strategie der usurpierten Dramatisierung nicht geeignet, weil sie das Nicht-Selbstverständliche und Erklärungsbedürftige ebenfalls hervorhebt. Dies produziere – personifiziert in ihren kindlichen Cousins – Unverständnis und Überforderung beim Gegenüber und kann, so führt Denise im weiteren Verlauf ihre Befürchtungen vor einem zu offensiven Coming-out aus, eine Abwertung und einen Abbruch sozialer Kontakte mit sich bringen. Die Usurpation der Dramatisierung läuft für die Jugendlichen so Gefahr, von den zu überwindenden Strukturen des Spektakels eingeholt und überhört zu werden.

4.3 „Ja, brauchst ja nur meine Bilder [an]gucken“ – Aussetzen der Seinsrelation

Die dritte Gestaltungsstrategie basiert auf einer Veränderung der Form des Coming-outs. Ausgefragt von ihrer Mutter, antwortet Denise mit einem Verweis:

Also sie ist zu mir ins Zimmer gekommen und hat dann gesagt ‚Ja, Denise, jetzt red‘ mal Klartext, was ist denn los? Du bist als irgendwie unterwegs, kommst spät heim‘, da habe ich gesagt ‚Ja, Mama, ich kann dir das nicht sagen‘ und ähm, da hat sie gesagt ‚Ah ja, dann schreib’s mir halt auf‘. Und dann habe ich halt geschrieben ‚Ja, es ist das, was ihr alle vermutet‘ [...] Und dann hat sie gesagt ‚Ja, ist es das, was ich jetzt denke?‘, ich so ‚Ja, brauchst ja nur meine Bilder gucken‘, weil ich halt sehr viele Bilder von Fußballspielerinnen in meinem Zimmer habe und generell von solchen weiblichen ((lacht)) Personen, habe ich gesagt ‚Ja, es ist so‘. (2)

Denise entsagt in dieser Erzählung der Anforderung der Situation. Sie kommt dem impliziten Wunsch nach einer Bestätigung nicht nach. Stattdessen stellt sie die Zeichen und die Zeichenhaftigkeit der Homosexualität in den Vordergrund und überantwortet es ihrer Mutter, Verbindungen zwischen Verhalten, Begehren und Affekten zu ziehen.

Um Denise’ Strategie einzuordnen, sind drei Abgrenzungen notwendig. So begehrt sie in dieser Situation weder (a) eine Uneindeutigkeit (Engel 2002) noch versucht sie (b) an einer ‚Heimlichkeit‘ festzuhalten oder (c) ein Schweigen zu wahren. (a) Zwar

vermögen es ihre Fußballerinnenbilder, zugleich eine Attraktivität, eine sexuelle oder eine sportliche Identifikation zu symbolisieren und damit Mehrdeutigkeit herzustellen. Im dargestellten Kontext ist ein Schluss auf ein Lesbisch-Sein – das von ihr auch im weiteren Interview reklamiert wird – aber nicht nur möglich oder naheliegend, sondern aus ihrer Handlungslogik wie dem Kontext geradezu zwingend, sodass Uneindeutigkeit weder von ihr gewollt noch aktiv produziert wird. (b) Auch stellt sich ihre Antwort qualitativ anders dar als die vorherigen Absagen der ‚Heimlichkeit‘ an ihren Bruder. Sie gibt ihrer Mutter offensiv eine offensichtliche Antwort und wünscht sich im Verlauf des Interviews auch weitere Coming-outs. (c) Schließlich ist die von ihr problematisierte Sprachlosigkeit für das Geschehen nicht relevant. Dem körperlich gedeuteten Unvermögen, das u. a. auch der Interviewte Andi beschreibt, entgeht sie zwar durch das Medium der Schriftlichkeit, in der weiteren Erzählung wird dies aber nicht weiter thematisiert. Entgegen dieser drei möglichen Interpretationen wird deutlich, dass sich Denise vor allem der Verantwortlichkeit für den Akt des Coming-outs und der potenziellen Verletzlichkeit der Situation widersetzt.

Ihr Coming-out stellt durch den Verweis auf die – von ihr und ihrer Mutter anscheinend geteilten – Zeichen der Homosexualität die diskursive Präsenz des Spektakels her und vermeidet gleichzeitig eine negative Abwertung der Dramatisierung: Der vorher leere Signifikant des ‚Lesbisch-Seins‘, der sie auf ihre Sexualität zu reduzieren droht, wird in Denise’ Erzählung mit Fußball und romantischen Fantasien bzw. Selbstentwürfen gefüllt. Darüber hinaus nutzt sie die Dramatisierung der Homosexualität, um dem Druck zu einer verbalisierten Identifikation zu entgehen. In dieser Form erzählt sie im Weiteren, auch ihre Mitschüler_innen bei neugierigen Fragen auf ihre ‚maskuline‘ Kleidungsweise verwiesen oder guten Freund_innen die Bedeutung der Regenbogenfahnen erklärt zu haben, wie auch Christoph Hoffnungen in seine Ästhetik als ‚offensichtlich schwuler Mann‘ setzt und Andi eindeutig markierte Kunstwerke in seiner Schule ausstellt.

Mit dieser Strategie des Coming-outs zieht Denise zum einen ein reflexives Moment in die Interaktion ein, das die Institutionen des Drucks auf diese selbst zurücklenkt – ihre Mutter ist es nun, die mit der Herstellung der Sichtbarkeit beauftragt wird. Zum anderen unternimmt sie eine Revolution der symbolischen Form der Entsprechungszusammenhänge: Aus den drei Möglichkeiten des Umgangs mit einer Homosexualität „Verschweigen, Verschlüsseln oder Bekennen“ (Woltersdorff 2005: 32) wählt sie eine Verschlüsselung aus, deren Schlüssel öffentlich bekannt ist. Sie entsagt der „ermächtigende[n] Selbstentmächtigung“ (Woltersdorff 2005: 134), indem sie sowohl eine Homosexualität als auch ihre eigene Person gleichzeitig sichtbar erhält, aber den direkten, identitären Verweisungszusammenhang, die *Seinsrelation*, aussetzt. Sie erkennt die Notwendigkeit und Unausweichlichkeit der Identifizierung an, nötigt aber dem Gegenüber den Prozess der Beschneidung von Singularität und Pluralität auf, die Individualität und Vieldeutigkeit auf eine feststehende Identität reduzieren. Dabei ist ihr Lesbisch-Sein nicht mehr die leere, von der Abwesenheit der Heterosexualität bestimmte Kehrseite, bestätigt letztere aber auch nicht in ihrer Universalität, sondern eröffnet die Chance auf eine Umarbeitung lesbischer Existenzweise als sich überschneidende Gleichzeitigkeiten – in diesem Fall eine Assemblage ihrer Person mit Regenbogenfahnen und Starschnitten. Nicht mehr Denise ist homosexuell, sondern sie existiert in Kollaboration mit einer

symbolischen Homosexualität als Zeichen an sich. Sie arbeitet dieser zu, wie sie von ihr profitiert. Zugleich verschmelzen sie aber nicht zu einer Entität. Sie verschiebt das Coming-out vom ‚*I’m gay*‘ zum ‚*I gay*‘.

Die so konstituierte Position ist prekär. Olivia problematisiert die Abhängigkeit – auch der Regenbogenfahne – von der Lesefähigkeit des Gegenübers und die Gefahr der Reproduktion von Stereotypen. Die verwendeten Zeichen scheinen zudem nur eine unvollständige oder vorläufige Repräsentation darstellen zu können. Außerdem besteht die Gefahr einer zu aussagekräftigen Symbolisierung: Für Denise und viele andere Interviewte ist mit Beginn einer Partnerschaft ein identitäres Coming-out unvermeidlich. Händchenhaltend über die Straße zu gehen deuten sie als absolute Symbolisierung einer Homosexualität. Das schillernde Moment des Aussetzens der Seinsrelation ist so nur in einem schmalen Korridor an Zeichen möglich.

5 Transformation der Ökonomie der Sichtbarkeit

Die Rekonstruktionen des Erlebens und Deutens zeigen, wie sich das Coming-out lesbischer und schwuler Jugendlicher zu einer komplexen Technologie der Interaktions- und Selbstordnung formiert. Die Fokussierung der Praxis statt der Wiederholung der Frage der Identität gibt dabei Aufschluss über ihre Probleme, Chancen und Aushandlungen. Die Verknüpfung eines Erlebens von dramatisierendem Spektakel und unumgänglichem Druck mit den Gestaltungsstrategien der Hetero-Normalisierung, der Usurpation und dem Aussetzen der Seinsrelation zeigt nicht nur die relativ strukturierten Bedingungen und Logiken, sondern weist auch darauf hin, dass diese „Ökonomie der Sichtbarkeit“ (Hark 1999: 43)⁸ eine Transformation erfährt. Beschreibt Sabine Hark mit Michel Foucault die Umwendung des Blickes auf die Sexualität Anfang des 19. Jahrhunderts von der sodann unhinterfragten Norm der Ehe auf die perversen Abweichungen, ist derzeit eine neue Ambivalenz in diesem Verhältnis festzustellen. Die Aufwertung von Lesben und insbesondere Schwulen u. a. als durchsetzungsstarke bzw. einfühlsame Arbeitnehmer_innen oder kreative Kulturträger_innen (Purtschert 2007) sowie die Ausweitung von Rechtsinstitutionen eröffnet – zum Preis der (Selbst-)Einfügung u. a. in Paarnormativitäten – die Hoffnung auf Hineinfaltung dadurch positiv-akzentuierter Differenz (Laufenberg 2014). Die Intensität des Blickes auf die homosexuellen Anderen und die Relevanz der Sichtbarkeit schwinden damit aber nicht. Eher im Gegenteil changieren diese nun zwischen Anerkennung und Exklusion, vermittelt und legitimiert über den richtigen Grad an Differenz.⁹

Die Erfahrung von Differenz und Erklärungsbedürftigkeit verändert sich somit in ihrer Legitimation, bleibt derweil aber bestehen und sichert sich weiter ab. Trotz – oder gerade wegen – der wiederum vor allem männlichen Vielzahl sich outender Stars und Politiker_innen (Heilmann 2011), Youtube-Kampagnen (exemplarisch Sivan

8 In Abgrenzung zu wirtschaftswissenschaftlichen Verwendungsweisen meint Ökonomie hier die Regelmäßigkeit und Funktionslogik der Sichtbarkeit, das heißt: wer ein- und ausgeblendet, auf wen Aufmerksamkeit gelenkt und mit welchen Folgen Sichtbarkeit hergestellt wird.

9 Zugleich erlaubt diese Hineinfaltung eine ‚Immunsierung‘ gegen die Anderen der Anderen: Die Abwertung HIV-Positiver, Arbeitsloser oder muslimischer Geflüchteter findet eine Legitimation (Petzen 2005).

2013) sowie Film- und Fernsehrepräsentationen (Hipfl/Klaus/Scheer 2015) ist nicht eine Homosexualität selbstverständlicher geworden, sondern die Praxis und der Status des Coming-outs. Der Akt der Herstellung von Sichtbarkeit hat eine Eigenständigkeit entwickelt und ist nun selbst das Zeichen der Homosexualität (weiterführend zur Begriffsgeschichte Brodersen/Oldemeier 2017). Mit der Aufwertung der Sichtbarkeit geht nicht etwa eine Selbstverständlichkeit der Homosexualität einher, eher ist die Sichtbarkeit nun selbstverständlich einforderbar. Anstatt als Repräsentation ein Teil einer homosexuellen Existenzweise zu sein, wird die Evidenz der Homosexualität zunehmend an Sichtbarkeit gebunden und sie von der Sichtbarkeit abhängig (Schaffer 2004).

Dieses Verhältnis zeigt sich in den Anforderungen nach einem Coming-out und den daran gekoppelten Versprechen. So gehen mit dem affirmativen Bezug zur Sichtbarkeit auch Möglichkeiten für die interviewten Jugendlichen einher: Alle Befragten reflektieren im Nachgang positiv über das Ergebnis, wenn auch nicht über den Prozess des Coming-outs. Sie erleben Handlungsspielräume, wie romantische Zuneigung öffentlich zu zeigen, und erarbeiten sich Deutungen der Welt, die ihnen – bis hin zur politischen Besetzung von Sichtbarkeit – Orientierung bieten und sie Sinn erleben lassen. Die Struktur der Sichtbarkeit konfiguriert so einen eigenlogisch anzueignenden und gestaltbaren Raum und bleibt zugleich als problematisch erlebte Ordnung bestehen.

In diesem Sinne äußern die Jugendlichen in Bezug auf das Erleben von Druck und Spektakel auch den Wunsch einer Revolution der Verhältnisse. Der Impetus von Christophs Eingangszitat, „[d]ass ein Coming-out überflüssig wird“ (20), zeigt sich sowohl in weiteren Interviewausschnitten als auch in den darauf reagierenden Praxen. Auch wenn diese Praxen die Ökonomie der Sichtbarkeit in Teilen reproduzieren, sind sie auf eine jeweils andere Zukunft ausgerichtet. Zugleich scheint nicht nur aufgrund der dargestellten Brechungspunkte, sondern vor allem durch die zunehmende Inklusion der Homosexualität in die Sichtbarkeit und deren Affirmation mindestens in den Strategien der Hetero-Normalisierung und der Usurpation eine (baldige) Überflüssigkeit des Coming-out unwahrscheinlich. Für eine Transformation der Verhältnisse wäre so – wenn, wie gezeigt, Umwelt und Strategien dies versagen – nach einer Veränderung des Verhältnisses von Subjektivität zur Sichtbarkeit zu fragen, die die bisherige Strukturierung infrage stellt, irritiert oder sich von ihr löst. Eine „Subjektivität zu entwickeln, die nicht die Selbsteinschließung in die [...] Verständnispraktiken moderner Macht“ (Hark 1999: 49) betreibt, deutet sich dabei in der Strategie des Aussetzens der Seinsrelation an. Ob sich diese Praxis des ‚I gay‘ aber ausbauen und distribuieren, auf eine kollektive Ebene heben und wirksam umsetzen lässt, ist fraglich. Das Erleben des jugendlichen Coming-outs zeichnet dennoch das Begehren nach einer Subjektivität in einer „Welt, die noch keinen Namen hat“ (Köppert 2017).

Literaturverzeichnis

Berg, Harry van den (2005). Reanalyzing Qualitative Interviews From Different Angles. The Risk of Decontextualization and Other Problems of Sharing Qualitative Data. *Forum qualitative Sozialforschung*, 6(1), Art. 30. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-6.1.499>

- Biechele, Ulrich (2005). *Identitätsentwicklung schwuler Jugendlicher: Eine Befragung deutschsprachiger junger Schwuler in der schwulen Szene sowie im Internet*. Dissertation. Zugriff am 13. März 2018 unter http://edoc.unibas.ch/178/1/DissB_6970.pdf.
- Bochow, Michael; Lenuweit, Stefanie; Sekuler, Todd & Schmidt, Axel (2011). *Schwule Männer und HIV/AIDS. Lebensstile, Sex, Schutz- und Risikoverhalten 2010*. Zugriff am 13. März 2018 unter www.emis-project.eu/sites/default/files/public/publications/emis_nationalreport_germany.pdf.
- Brodersen, Folke & Oldemeier, Kerstin (2017). *Coming out. Gender Glossar* (8 Absätze). Zugriff am 13. März 2018 unter <http://gender-glossar.de/glossar/item/79-coming-out>.
- Butler, Judith (1996). Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In Sabine Hark (Hrsg.), *Grenzen lesbischer Identitäten* (S. 15–37). Berlin: Querverlag.
- Cass, Vivienne (1984). Homosexual Identity Formation. Testing a Theoretical Model. *Journal of Sex Research*, 20(2), 143–167. <https://doi.org/10.1080/00224498409551214>
- Dobler, Jens & Rimmel, Harald (2008). Schwulenbewegung. In Roland Roth & Dieter Rucht (Hrsg.), *Die sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945* (S. 541–556). Frankfurt/Main: Campus.
- Engel, Antke (2002). *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/Main: Campus.
- Gläser, Jochen & Laudel, Grit (2001). Re-Analyse als Vergleich von Konstruktionsleistungen. *Forum qualitative Sozialforschung*, 1(3), Art. 25. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.3.1042>
- Griffiths, Craig (2012). Konkurrierende Pfade der Emanzipation. Der Tuntentstreit (1973–1975) und die Frage des ‚respektablen Auftretens‘. In Andreas Pretzel & Volker Weiß (Hrsg.), *Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre* (S. 143–159). Hamburg: Männerchwarm.
- Hark, Sabine (1999). *Deviant Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität* (2., völlig überarb. Aufl.). Opladen: Leske + Budrich.
- Hark, Sabine (2000). *Neue Chancen – alte Zwänge? Zwischen Heteronormativität und posttraditionaler Vergesellschaftung. Zur sozialen und psychischen Situation lesbischer Mädchen und schwuler Jungen in Nordrhein-Westfalen. Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW*. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit.
- Hark, Sabine & Laufenberg, Mike (2013). Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus. In Erna Appelt, Brigitte Aulenbacher & Angelika Wetterer (Hrsg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen* (S. 227–245). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heilmann, Andreas (2011). *Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Hipfl, Brigitte; Klaus, Elisabeth & Scheer, Uta (Hrsg.). (2015). *Identitätsräume. Nation, Körper und Geschlecht in den Medien. Eine Topografie*. Bielefeld: transcript.
- Kleiner, Bettina (2015). *subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenz-erfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Köppert, Katrin (2017). *Eine Welt, die noch keinen Namen hat. Gegen die Subalternität von Solidarität*. Zugriff am 13. März 2018 unter www.gwi-boell.de/de/2017/07/05/eine-welt-die-noch-keinen-namen-hat-gegen-die-subalternitaet-von-solidaritaet.
- Krell, Claudia (2013). *Abschlussbericht der Pilotstudie ‚Lebenssituationen und Diskriminierungserfahrungen von homosexuellen Jugendlichen in Deutschland‘*. München: Deutsches Jugendinstitut.

- Krell, Claudia (2014). *Alter und Altern bei Homosexuellen*. Weinheim: Juventa.
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2015). *Coming-out – und dann ...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen*. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Krell, Claudia & Oldemeier, Kerstin (2017). *„Coming-out – und dann ...?!“ Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Laufenberg, Mike (2014). *Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitsdispositiv zur Politik der Sorge*. Bielefeld: transcript.
- Medjedović, Irena (2014). *Qualitative Sekundäranalyse. Zum Potenzial einer neuen Forschungsstrategie in der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden: VS.
- Mesquita, Sushila (2008). Heteronormativität und Sichtbarkeit. In Roland Bartel, Ilona Horwarth, Waltraud Kannonier-Finster, Maria Mesner, Erik Pfefferkorn & Meinrad Ziegler (Hrsg.), *Heteronormativität und Homosexualitäten* (S. 129–147). Innsbruck: Studienverlag.
- Petzen, Jennifer (2005). Wer liegt oben? Türkische und deutsche Maskulinitäten in der schwulen Szene. In IFADE (Hrsg.), *Insider – Outsider. Bilder, ethnisierte Räume und Partizipation im Migrationsprozess* (S. 161–181). Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.14361/9783839403822-008>
- Purtschert, Patricia (2007). Diversity Management. Mehr Gewinn durch weniger Diskriminierung? Von der Differenz im Umgang mit Differenzen. *Femina Politica*, 16(1), 88–96.
- Rosenthal, Gabriele (2011). *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung* (3. Aufl.). Weinheim: Juventa.
- Schaffer, Johanna (2004). *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003). Epistemology of the closet. In Henry Abelove, Michèle Aina Barale & David Halperin (Hrsg.), *The Lesbian and Gay Studies Reader* (S. 45–61). London: Routledge.
- Sivan, Troye (2013). *Coming out*. Zugriff am 13. März 2018 unter <https://www.youtube.com/watch?v=JoL-MnXvK80>.
- Strauss, Anselm & Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Watzlawik, Meike (2004). *Uferlos. Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Eine Internetbefragung zur sexuellen Identitätsentwicklung bei amerikanischen und deutschsprachigen Jugendlichen im Alter von 12 bis 16 Jahren*. Dissertation. Norderstedt: LIBRI.
- Witzel, Andreas (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum qualitative Sozialforschung*, 1(1), Art. 22. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-1.1.1132>
- Woltersdorff, Volker (2005). *Coming out. Die Inszenierung schwuler Identitäten zwischen Auflehnung und Anpassung*. Frankfurt/Main: Campus.
- Woltersdorff, Volker (2013). Going Public – Going media. Über den medialen Wandel schwuler Coming-out-Inszenierungen seit Stonewall. In Susanne Regener (Hrsg.), *Privat/öffentlich. Mediale Selbstentwürfe von Homosexualität* (S. 89–110). Wien: Turia + Kant.

Zur Person

Folke Brodersen, M. A., wiss. Mitarbeiter. Deutsches Jugendinstitut, München. Arbeitsschwerpunkte: Queer Studies, Subjektivierungsforschung, Politiken der Immunisierung, Soziologie der Therapie, Performancepraxen, Jugendforschung.

E-Mail: brodersen@campus.tu-berlin.de